

Sepulkralkultur : Von Totenfürsorge und Bestattungsriten, von Trauerkultur und Totengedächtnis

Autor(en): **Wunderlin, Dominik**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **82 (2017)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sepulkralkultur

Von Totenfürsorge und Bestattungsriten, von Trauerkultur und Totengedächtnis

«Wald für Bestattungen startklar», titelte am vergangenen 19. September 2017 die Oberbaselbieter Zeitung «Volksstimme». Demnach können nun auch im «Chrüzholz», einem Waldteil im Böönd, Aschebestattungen vorgenommen werden. Somit besteht also auch im «Fünflibertal» die Möglichkeit, die Asche eines Verstorbenen bei einem Baum in die Erde zu bringen. Der Wunsch, einen Verstorbenen nicht mehr konventionell auf einem Friedhof zur letzten Ruhe zu betten, ist nicht ganz neu. Gegenwärtig dürfte es schweizweit bereits gut hundert Waldstücke geben, die amtlich für Aschebestattungen zugelassen sind. Einige sind bereits ausgebucht.

Das noch immer wachsende Bedürfnis nach neuen Formen der Bestattungskultur gibt Anlass, wie einst und heute mit dem Tod umgegangen wurde und wird und welche Trauerrituale heute dazu helfen, in den Alltag zurückzukehren.

Schon seit jeher übt der Tod auf uns Menschen jene ambivalente Ausstrahlung aus, die wir im Begriffspaar *Faszination* und *Tabu* fassen können – der Tod als Geheimnis, als unausweichliches Schicksal, das uns gleichzeitig abschreckt und anzieht. Der Tod ist ein Vorgang, der nach einer gesellschaftlichen Antwort verlangt¹. Eine Antwort darauf zu geben, ist seit der Vorzeit ein Bemühen der Menschen, das sich deshalb wie ein roter Faden durch die lange Menschheitsgeschichte hindurchzieht. Auch gegenwärtig sind wir wohl wieder daran, eine neue Antwort zu finden.

Es ist uns bekannt und wir haben erlebt, dass bei Tod und Trauer sich in den letzten Jahrzehnten manches gewandelt hat, dass also viele traditionelle Bräuche und Verhaltensweisen heute nicht mehr befolgt werden. Das eine alte Trauerritual wird heute vermisst, das andere weniger. Da der

Mensch aber Rituale braucht, werden alte durch neue ersetzt – oder es wird mehr oder weniger krampfhaft nach neuen Formen gesucht. Wie wir alle wissen, lässt hier manchmal die Akzeptanz auf sich warten. Rituale sollen Struktur und Ordnung in das Leben der Menschen bringen, dies gilt für den Tagesablauf ebenso und ganz besonders für alle wichtigen Lebensabschnitte, die durch Rituale eröffnet, begleitet und abgeschlossen werden. Rituale können auch in einer chaotischen Situation – dazu zählt auch ein Todesfall – Struktur, Ordnung und Halt bieten. In den verschiedenen Denkschulen wurden und werden je nach theoretischem Hintergrund unterschiedliche Aspekte des Rituals betont, doch gemeinsam ist allen die Anerkennung ritueller Handlungen als sinnstiftende, heilende, ordnende, dem Leben zugewandte und den Lebensfluss fördernde Kraft.²

Übergangsriten und ihre Dreiphasenstruktur

Rituale sind in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen seit langem Gegenstand der Beschäftigung. In der europäischen Ethnologie

¹ Hugger, Paul, Vom Sterben und Tod, in: Hugger, Paul (Hg.), Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Zürich 1992, Bd. I, 185.

² Specht-Thomann, Monika; Tropper, Doris, Zeit des Abschieds. Sterbe- und Trauerbegleitung. Ostfildern 7 2010, p.247.

(Volkskunde) verdanken wir dem lange verkannten französischen Forscher *Arnold van Gennep* (1873–1957) das Konzept der Übergangsriten (*les rites de passage*) und ihre Dreiphasenstruktur:³

In allen menschlichen Gesellschaften waren und sind vor allem die grossen Lebensabschnitte (Geburt, Hochzeit und Tod) von Gesten und Zeremonien begleitet, die allen Beteiligten den Übergang von einem Stadium zum andern erleichtern sollen und die momentan gestörte Ordnung wieder herstellen helfen.⁴ Da diese momentan gestörte Ordnung auch als Krise bezeichnet werden kann, sind diese «*Rites de passage*» ein eigentliches Krisenmanagement, um einen modernen Begriff zu gebrauchen. Bei den Übergangsriten lassen sich drei Phasen unterscheiden:

Phase 1: Loslösung aus dem alten Zustand (Trennungsphase, «*rites de separation*»)

Phase 2: Zwischenstadium (Schwellen- oder Übergangsphase, «*rites de marge*»)

Phase 3: Eintritt in die neue Situation (Wiedereingliederungsphase, «*rites d'agrégation*»).

Als Modell für seine Dreiphasenstruktur zieht van Gennep «räumliche Übergänge» heran. Als Folge des von ihm entworfenen Bildes von der Gesellschaft, die einem mehrräumigen Haus gleicht, beinhalten auch Übergangsriten das Überschreiten von räumlichen Grenzen, von Schwellen, die wie beim Hauseingang den Übergang zwischen privater und öffentlicher Sphäre darstellen. Die Schwelle gilt auch als eine Art Niemandsland zwischen Vorher und Nachher, wo soziale Regeln gelten, die mit jenen im gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben nicht vergleichbar sind. Bezogen

auf Sterben und Tod ist die erste Phase die Abtrennung des Sterbenden vom vertrauten irdischen Leben und die gleichzeitige Lösung der Zurückbleibenden von dem Hinscheidenden während der Agonie. Das Zwischenstadium ist wie bei allen Übergangsriten gekennzeichnet von familiären Zusammenkünften, von besonderer Kleidung und von religiösen Handlungen. In unserem Fall können wir die Rituale und Handlungen im Vorfeld der Bestattung, den Leichenzug und die kirchliche Feier dazu zählen. Der anschliessende Leichenschmaus gehört dagegen bereits zur dritten Phase, welche den Hinterbliebenen helfen soll, die entstandene Lücke zu schliessen, derweil die Seelenmessen dazu dienen, den Toten in seine neue Welt einzubinden. Die weltweit zu beobachtende Verbreitung einer Ritualisierung aller wichtigen Lebensabschnitte kann nur als ein allgemein menschliches Bedürfnis erklärt werden. In unserer westlichen Gesellschaft zeigt sich dies auch daran, dass wir zwar heute gerne bereit sind (andere sagen lieber, es sei modern), traditionelle Verhaltensweisen in Frage zu stellen und sie als überlebt abzulegen, doch gleichzeitig bemühen wir uns, an ihre Stelle neue Rituale zu setzen. Nicht selten entlehnt man sie fremden Kulturen, in denen man krampfhaft nach sinngebenden Handlungen sucht, oder man kreiert neue Handlungen als Ersatz für nicht mehr verstandene Riten. Es ist bestimmt richtig, dass jene Bräuche nicht weiter gepflegt werden, die oft nicht erst seit heute als fragwürdig betrachtet werden und die in unserer Zeit ihre Funktion verloren haben. Doch es ist bestimmt schade und ein Verlust, wenn alle lebenswichtigen Regulative des menschlichen Zusammenlebens eines Kulturraumes dem Zeitgeist geopfert werden. Denn: Ist es nicht so, dass sich eigentlich niemand ganz dem un- und unterbewussten kulturellen Erbe entziehen kann?

³ Van Gennep, Arnold, *Übergangsriten*. Frankfurt a. M. 1986.

⁴ Metken, Sigrid, *Zeremonien des Todes*. In: Metken, Sigrid, *Die letzte Reise*. München 1984, 72.

Es gehört zwar zu den gängigen und kaum kritisch untersuchten Annahmen, dass der Tod heute tabuisiert, aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt worden sei. Die These von der Verdrängung des Todes in der Moderne durchzieht die meisten Arbeiten, welche sich mit dem Verhältnis moderner Industriegesellschaften zum Tod befassen. Grundlegendes verdanken wir hier dem deutsch-jüdischen Soziologen *Norbert Elias* und dem aus der französischen Annales-Schule kommenden Historiker, Mediävisten und Mentalitätenforscher *Philipp Ariès* (1914–1986). Für ihn ist es insbesondere ein Wesensmerkmal der höchstentwickelten Industriegesellschaften, dass nicht mehr wie bis anhin die Sexualität die wesentliche Verbotzone darstellt, sondern eben der Tod.⁵ Den Rückzug der Lebenden von den Todgeweihten und die Verweigerung, sich mit Sterben und Tod aktiv auseinanderzusetzen, erklären sich manche Autoren mit dem hohen Individualisierungsgrad unserer Gesellschaft und mit der Arbeitsteilung auch in weitesten Bereichen von Sterben und Tod. Es ist denn auch nicht zu verneinen, dass heute in hohem Masse viele Handlungen, welche nach dem Eintreten des Todes anstehen, aus den Händen der Familie, der Angehörigen und Freunde in die Hände bezahlter Spezialisten übergegangen sind. Mehr noch: Auch der Sterbende wird nicht bloss nur noch von seinen Nächsten begleitet, sondern ebenso von Professionellen (Sterbebegleiter, medizinisches Personal). Die Tatsache, dass in unserer Gesellschaft die Beziehungen zwischen den Menschen in sehr vielen Gebieten nur noch kommerziell vermittelt werden, ist also auch bei

⁵ Ariès, Philippe, Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. München 1976, p. 205. - Allgemeiner zur ganzen Thematik des Todes vgl. die monumentale Arbeit: Ariès, Philippe, Geschichte des Todes. München 122009.

Sterben und Tod zu beobachten. Materialistische Denker sehen den Grund für die moderne Todesverdrängung in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Autoren, die eine religiöse Sichtweise haben, haben eine andere Deutung: Für sie steht die Verdrängung des Todes in direkter Beziehung zur modernen «Kultur ohne Gott» und stellt eine «Flucht vor Gott» dar.

Trauerrituale einst

Es ist eine kaum überraschende Feststellung, dass früher Trauerrituale, also Handlungen in Zeiten des Umbruchs, in grösserer Zahl als heute bekannt waren. Nachfolgend nennen wir in Auswahl einige traditionelle Verhaltensweisen, auch Glaubensvorstellungen, wie sie aus der seit Jahrhunderten pluriformen Schweiz und in umliegenden Ländern überliefert sind. Während manches oft in Relikten noch durchaus bekannt ist, gehört anderes der Vergangenheit an, ist als Folge der Individualisierung und der Urbanisierung verschwunden. Als Orientierungshilfe dient uns hier die soeben vorgestellte Dreiphasenstruktur von Arnold van Gennep. Der gewichtigen «Geschichte des Todes» von Philippe Ariès entnehmen wir, dass er von Homer bis Tolstoi stets der gleichen globalen Einstellung zum Tode als Dominante begegnet, jener eines vertrauten Todes, den er den gezähmten nennt.⁶ So das Fazit von Ariès am Ende eines Kapitels, in dem er darlegt, dass früher der Mensch sein nahendes Ende fühlte und das Schlimmste eine «mors repentina», ein plötzlicher Tod, war. Sah ein Mensch seinen baldigen Tod angekündigt, merkte er, dass es «mit em hindenabe goht», traf er die entsprechenden Vorkehrungen. Dazu gehörte in katholischen Gegenden die Meldung an den Pfarrer, er möge kommen, die Beichte

⁶ Ariès, Philippe, Geschichte des Todes. München 122009, 42.

abnehmen und die «Letzte Ölung»⁷ geben. Das war der Versehgang, auf den ich nachher zurückkommen werde.

Bleiben wir noch beim Todankünden, wechseln aber die Ebene: Einst im Denken und Glauben weit verbreitet waren bestimmte Vorzeichen. Hierbei handelt es sich um bestimmte Begebenheiten, die nach rationaler Erkenntnis keinen kausalen Zusammenhang mit dem Tod haben. Kaum jemand wird heute freimütig sagen, dass er an solche Vorzeichen glaubt, aber er wird sich handkehrum doch sehr beunruhigt zeigen, wenn ihm irgendetwas widerfährt, das ihm die Frage entlockt: «Was soll das wohl bedeuten?»

Wie hilflos sich frühere Generationen der Welt und dem Schicksal ausgeliefert sahen, beweist die enorme Vielfalt solcher Zeichen, die entweder den baldigen Tod eines Nahestehenden ankünden oder gleichzeitig, aber fern von dem Sterbenden stattfinden und somit von ihm künden. Allen Todesvorzeichen gemeinsam ist, dass sie aus der Naturordnung der Natur herausspringen, ausserhalb der Gewohnheit, des Herkömmlichen stehen oder wenigstens «merkwürdiger Zufall» sind.

Am häufigsten wird in der Schweiz das Rufen und Krächzen von Vögeln oder ihr Erscheinen an einem bestimmten Ort wie z.B. in der Nähe, auf einem Hausdach, auf dem Kamin, als Todesvorzeichen gedeutet, sei es, dass sich ein einzelner Vogel oder aber eine Gruppe auf diese Weise bemerkbar macht. Gelegentlich achtet man auch darauf, wenn ein Vogel ans Fenster stösst.

⁷ Letzte Ölung ist heute nur noch bei älteren Katholiken geläufig und bei den anthroposophisch orientierten Christengemeinschaften sogar üblich. Heute spricht man sonst von Krankensalbung und vom Versehgang, wenn sich eine Kommunionsspendung anschliesst. In der römisch-katholischen und in der christ-katholischen sowie in den orthodoxen Kirchen gilt die Krankensalbung als heiliges Sakrament.

Vielerorts beziehen sich solche Meinungen auf bestimmte Vogelarten. Bei uns im Baselbiet ist der Waldkauz «*dr Nachthöiel, Schuuderhöiel, Wiggle*» genannt, der bekannteste «*Dootevogel*». Hört man seinen Ruf «Chum mit», dann ist man sicher, dass er einem Todgeweihten gilt. Neben der «*Wiggle*» und anderen eulenartigen Vögeln gelten als fast überall gefürchtete Todesboten die Krähe, der Rabe und die Elster. Seltener sind es der Wiedehopf, der Zaunkönig und der Hahn oder auch die Fledermaus, die bekanntlich ein Säugetier ist. Diese Tiere werden oft auch «*Tote-piipli*» genannt. Wo sich ein Vogel beim oder auf dem Haus eines Kranken zeigt, wenn z. B. Krähen morgens auf dessen Kamin rätschen, liegt es besonders nahe, dies auf einen bevorstehenden Todesfall zu beziehen.

Auch andere Tiere sind als Todankünder bekannt. So bedeutet es nichts Gutes, wenn ein Hund um Mitternacht bellt oder während des Kirchengeläutes ein wehmütiges Heulen von sich gibt. Der Tod tritt auch bald ein, wenn ein Hund beim Haus eines Kranken heult. Todanzeigend kann auch das Bellen der Füchse oder das Miauen von Katzen zur Unzeit sein.

Verbreitet ist auch die Vorstellung, dass der Maulwurf einen Todesfall anzeigt. Etwa dann, wenn Maulwurfshügel in der Nähe des Hauses oder unter der Dachtraufe zu finden sind. Am Bielersee (Twann) vermied man das Überschreiten eines Maulwurfhügels, weil man sonst bald sterben wird, und für ein ganz böses Zeichen hielt man es in Solothurn, wenn einem eine Schärmaus über den Weg läuft. Als letztes Tier sei noch der Holzwurm erwähnt, denn vielerorts bringt man noch heute das klopfende Bohren des Holzwurms in den Wänden mit dem nahenden Tod in Zusammenhang. Zwar ist selten vom Holzwurm selbst (als Eigenbezeichnung) die Rede, meist geben uns

bekannte Schilderungen Namen, die auf die Vorstellung des Todes anspielen, oder die das regelmässige Geräusch, welches durch das Bohren verursacht wird, zum Ausdruck bringen.

Allgemein verbreitet ist die Bezeichnung Totenuhr, «*Dootenüürli*» (Basel-land), *horloge de la mort*, während sich «*Totechlefeli*» auf die westliche deutsche Schweiz beschränkt. Gelegentlich hört man auch aus der exakten Herkunft des Tickens in der Wand: Je nachdem nämlich, ob die «Totenuhr» auf der äusseren Wandseite oder inwendig zu hören ist, sterbe ein Nachbar oder ein Verwandter.

Neben den Tieren können auch bei Pflanzen Todesomen gesehen werden. Sowohl beim Blühen wie auch beim Aufstängeln der Hauswurz spricht man weitherum im Mittelland von einem bevorstehenden Todesfall. Neigt sich die Hauswurz beim Aufstängeln gegen das Haus, sterbe bald jemand im Haus, neigt sie sich gegen auswärts, so bedeute es den Tod eines Verwandten. Auch die ungewöhnliche Erscheinung von weissen Blättern an Pflanzen (eigentlich eine Folge von Nährstoffmangel) wird vielerorts als Todesvorzeichen gedeutet. Besondere Beachtung findet gelegentlich auch das Verdorren, Absterben oder Gelbwerden von Pflanzen in Haus oder Garten, von Bäumen oder eines Rosenstocks. Als todankündend gelten zudem bestimmte Träume und unerklärliche Geräusche, etwa ein Klopfen, Klirren oder Schlurfen. Manche Phänomene gehören hier in den Bereich der Parapsychologie, wie z. B. jener Bericht eines alten Bauern im St. Gallischen Amden, den Paul Hugger in den späten 50er-Jahren notierte: «Wie er eines Abends in fröhlicher Gesellschaft weilte – er hatte gerade den Götterwein bezahlt –, klopfte es an die Haustüre. Doch er dachte nicht daran aufzuschliessen. Waren es seiner Meinung nach doch nur Gassenburschen, die einen Anteil am

Trunk heischten. Es klopfte ein zweites, ein drittes Mal. Schliesslich öffnete er. Da sah er auf der nächtlichen Strasse seine Braut schweigend zu ihrem Heimwesen hinaufgehen. An ihrem Gang merkte er, dass etwas nicht stimmte. Später erfuhr er, dass sie zur selben Stunde gestorben war. Sie diente damals im Toggenburg. Ihre Eltern hatten ihm verheimlicht, dass sie seit geraumer Zeit kränkelte.»⁸

«Das Sterben – als Weggehen aus der Gemeinschaft, als Abschied von den Lebenden – gehörte früher in selbstverständlicher Weise in den Kreis der Familie, der Nachbarn und Freunde. Ein Sterben am fremden Ort galt als unheilvoll.»⁹ Als noch mehrere Generationen unter einem Dach zusammenlebten, war es vielerorts üblich, dass dem greisen Menschen das Bett in die Stube gestellt wurde, von wo aus er weiterhin am familiären Geschehen teilhaftig werden konnte. Ging es ans Sterben, war die Person von den Familienangehörigen umringt, um von ihm Abschied zu nehmen und auch mit Spannung der letzten Worte des Sterbenden zu lauschen – Worte, die man dann im Gedächtnis behielt und bei bestimmten Gelegenheiten wieder zitierte.

Wie bereits erwähnt, wurde auch ein Vertreter der Kirche ans Sterbelager gerufen. Während sich aber in den reformierten Gebieten die Präsenz der Kirche auf einen Trostbesuch des Pfarrers beschränkte, war es bei den Katholiken der eindrückliche Versegelung, eine eigentliche Prozession.¹⁰ Schon seit dem 7. Jahrhundert nahmen Klerus und Volk die Gelegenheit wahr, das Tragen des Sakraments zu den Kranken rituell auszugestalten. Von der Letzten

⁸ Hugger, Paul. Amden, eine volkskundliche Monographie. Basel 1961, 218.

⁹ Hugger (wie Anm. 1), 196.

¹⁰ Vgl. dazu: Zihlmann, Josef, Wie sie heimgingen. Hitzkirch 1982, 23–35.

Ölung hören wir erstmals 1159, beim Tod eines Bischofs im bayerischen Freising. Tatsächlich scheint sich die Letzte Ölung im Laufe des 12. Jahrhunderts aus der älteren Krankensalbung zum Sakrament entwickelt zu haben. Das Konzil von Florenz sanktionierte dann 1439 diesen Wandel, der später vom tridentinischen Konzil bestätigt wurde.

Ein Indiz für den Wunsch, dereinst einen guten Tod und «wohlversehen mit den heiligen Sakramenten» (vgl. Formel auf entsprechenden Drucksachen) von dieser Welt zu gehen, zeigt die mancherorts einst zu beobachtende (katholische) Tradition, Versehgeräte als Hochzeitsgeschenk zu überreichen: Der Gedanke an den Tod war also selbst ins Brauchdenken junger Leute eingebettet!

Überhaupt hatte der Versehgang im Glaubensleben und in der individuellen Biographie des katholischen Volkes eine grosse Bedeutung. Auf dem Lande wurde der Gang, das «Verwahren» oder «Uströschte» (so im Sarganserland), mit einer bestimmten Glocke angekündigt, die oft auch das Alter und das Geschlecht des Sterbenden erkennen liess. Pfarrer und Sigrüst, beide meist in Weiss, d.h. im Chorrock oder Chorhemd, begaben sich auf den Weg. Der Sigrüst trug die Verwahrlaterne und Verwahrschelle. An manchen Orten, z.B. in den Kantonen Zug und Schwyz, wurde bis vor wenigen Jahrzehnten noch ein kleiner schirmartiger Himmel mitgeführt. Vielerorts traten die Leute mit den selbstgefertigten Wachsrodeln oder Verwahkerzen aus den Häusern und schlossen sich dem Zug an. Die andern Leute hielten beim Vorbeigang des Sakraments bei der Arbeit inne, knieten nieder und beteten besondere Sterbegebete, hauptsächlich zu den Heiligen Fünf Wunden. Vor dem Haus des Kranken erwarteten die Angehörigen den Priester mit brennenden Kerzen.

Die Versehgeräte waren im Sterbezimmer aufgebaut worden: «Ein sauberes Leinen, ein Kruzifix zwischen zwei Kerzenstöcken, ein Gefäss mit Wasser, worin der Priester nach Spendung der Kommunion die Finger spült, ein zweites Gefäss mit Weihwasser und einem grünen Zweiglein ... «Meist stand vor dem Tisch ein Knie-schemel. Der Priester spendete so die Sterbesakramente: Beichte, Kommunion und Letzte Ölung. Heute fällt dieser feierliche Rahmen weg, er hat dem rein Funktionalen Platz gemacht. Möglichst unauffällig bringt der Priester (oder ein Kommunionhelfer) dem Kranken das Sakrament.

Zu einer Zeit, wo die Medizin noch nicht so fortgeschritten war wie heute, richtete man sich von einem bestimmten Moment darauf ein, dass eine Genesung des Patienten nicht mehr wahrscheinlich sei. Von diesem Moment an richtete man alle Kräfte darauf, das Sterben zu erleichtern und abzukürzen. Dazu gehörte etwa, dass man statt dem Unterbett Stroh einlegte, denn auf Hühner- oder Taubenfedern stirbt man hart, war die volkstümliche Auffassung. Dasselbe meinte man auch im reformierten Bernbiet, wo man eine Bibel unter den Kopf legte.

Unmittelbar vor dem Tod wurde noch eine «Römerkerze», eine vom Papst geweihte Kerze angezündet und um das Bett, den Mund und die Nase des Sterbenden geführt; man verwehrte so den bösen Kräften den Zutritt. Aus dem gleichen Grund umkreiste man in Sempach auch das Haus mit einem «Römertglöcklein».¹¹ Derweil beteten die am Bett des Sterbenden Weilenden, Verwandte und Nachbarn, oder sagten Lieder und Psalmen her. Mit dem Eintreten des Todes beginnt die zweite Phase der Übergangsriten, das pre-

¹¹ Hoffmann-Krayer, Eduard; Geiger, Paul, Feste und Bräuche des Schweizervolkes. Zürich 1940, 29.

käre Zwischenstadium. Während seiner Dauer ist der Gestorbene ganz unbehaust. Damit die Seele entweichen kann, wird vielerorts noch heute ein Fenster oder das «Seelloch» (...) geöffnet, der Spiegel verhüllt oder umgedreht, die Uhr angehalten und im Bernbiet der Wasserkessel in der Küche ausgeschüttet, weil man meinte, die Seele habe darin gebadet. Wenn der Hausvater gestorben war, musste man an die Weinfässer klopfen, sonst werde der Wein sauer, hiess es früher im Kanton Zürich. Dasselbe habe ich im Klettgau noch 1979 von einem Weinbauern gehört. Im Sterbezimmer drückt der Älteste dem Verstorbenen die Augen zu, wenn sie halb offen blieben. Nach der Leichenwaschung wird auch dafür gesorgt, dass der Mund geschlossen bleibt. Man zieht ihm ein Totenhemd an, früher oft das weisse Hochzeitshemd, heute oft auch aus Papier bestehend und hinten offen. Je nach Wunsch des Verstorbenen oder der Angehörigen wird er zusätzlich festlich gekleidet, sogar das Brautkleid samt Schleier und Kranz wird dazu verwendet. Die Arme werden über der Brust gekreuzt oder – primär in katholischem Milieu – die Hände gefaltet mit Blumen, Gebetbuch oder Rosenkranz. Gleich nach dem Eintritt des Todes eilt im katholisch-ländlichen Raum jemand zum Sigristen, damit er die Totenglocke läutet. Auf Grund der Läutart weiss jeder im Dorf, ob es ein Mann oder eine Frau ist, welche nun die letzte Reise angetreten hat. Dieser zum Beispiel auch im katholischen Birseck bekannte Brauch hat im Jahre 2003 zu einer kleinen Kontroverse geführt, als feministische Kreise realisiert haben, dass der Unterschied des Läutens sich bei einer Verstorbenen auch durch die geringere Dauer bemerkbar macht ... Weitherum im alemannischen und bayerischen Raum wurde der Tote nach dem Waschen in ein Tuch eingnäht und dann auf einem Brett aufgebahrt. Im katholi-

schen Appenzell heissen diese Totenbretter «Ree-Bretter». Nach dem Einsargen wurden sie dort mit einfachen Bemalungen versehen, auch etwa mit Initialen und Jahreszahlen, und dann am Haus oder in dessen Nähe aufgestellt. Sie wurden bewusst aus Weichholz hergestellt, denn es verband sich mit diesen Brettern der Glaube: Je schneller ein Brett vermodert ist, desto kürzer war der Aufenthalt des Toten im Fegefeuer. (Im Jahre 2009 fand sich noch ein Haus, der Hof Schlatt, mit zwei Totenbrettern.)

Für die Tätigkeiten nach dem Eintritt eines Todes wird schon lange auch ein Bestatter beigezogen, der noch heute auf dem Lande oft den Beruf des Schreiners ausübt und somit auch Sargmacher ist, wie sich überhaupt viele heute spezialisierte Bestattungsunternehmen aus diesem Handwerk entwickelt haben. Diese sind heute auch oft für die Aufgabe der Todesanzeige in der Zeitung und für den Druck und Versand des Leidzirkulars besorgt. Früher gab es dafür vielerorts eine besondere Frauensperson, die als «Umesägeri» oder «Lychebittere» von Haus zu Haus ging.¹² Da früher der Verstorbene aufgebahrt blieb und bei ihm auch nachts nach bestimmten Regeln Leichenwache gehalten wurde, geschah das Umbetten in den Sarg meist erst kurz vor dem Begräbnis. Dann begann das, was hierzulande, wo bald überall klimatisierte Leichen- und Aufbahrungshallen vorhanden sind, nur noch selten gibt: Der Sarg wird mit den Füßen voran aus dem Haus getragen, wo die Trauergemeinde darauf wartete, in einem langen Zug, dem Leichenzug und in ei-

¹² In Einsiedeln konnte Frau Margrit Portmann, die letzte Leichenbitterin, am Ende ihrer Tätigkeit auf 1600 Todesfälle zurückblicken. – Vgl. auch: Farner, Martha Katharina, Die Grabbeterin in Schwyz, in: Schweizer Volkskunde, 67, 1977, 34ff.

ner traditionell vorgegeben Abfolge zum Friedhof zu ziehen. Je nachdem wurde der Sarg getragen oder auf einem Wagen, dem Leichenwagen transportiert. Am offenen Grabe wurde vielerorts die Abdankung mit Leichenrede gehalten, andernorts erst nachher in der Kirche, während man am dritten Ort zuerst mit dem Sarg in die Kirche ging und erst nachher zur eigentlichen Bestattung.

Früher war es in manchen Gegenden üblich, dass zumindest dem engeren Kreis der Trauergemeinde und den Sargträgern schon vor dem Leichenzug ein kleines Mahl serviert wurde, im Wallis, im Neuenburgischen und im Thurgau wurde der «Totenwein» ausgetrunken. Im Val d'Anniviers stand der Weinkrug sogar auf dem Sarg und man prostete auch dem Toten zu.¹³

Verbreiteter war schon früher das Leichenmahl, bei dem es oft hoch her ging, weshalb vorsorgliche Bauern schon zu Lebzeiten entsprechende Vorräte anlegten, damit es dereinst an nichts mangle. Das «Lyychemööli» oder «Todtenfressen», wie es am Zürichsee um 1600 auch abschätzig genannt wurde,¹⁴ steht am Anfang der dritten Phase, der Phase der Wiedereingliederung. Besonders deutlich wird hier die kollektive Bedeutung ritueller Handlungen, bei der Menschen mit ihrem neuen Status in ihre Gemeinschaft wieder aufgenommen werden.

Die Trauerzeit war und ist damit aber natürlich nicht zu Ende. Am Sonntag nach der Beerdigung wird im Beisein der Verwandten, der Gemeinde der Hinschied des Gemeindeglieds verkündet. In katholischen Gegenden wurde früher mehr als gegenwärtig der siebente und der dreissigste Tag nach dem Tod ähnlich

wie die Beerdigung gefeiert. Dann war auch Zeit für die Danksagung an alle, die ihre Anteilnahme bekundet hatten. Dass spätestens dann bei Katholiken auch ein Sterbebildchen ausgegeben wurde, werde ich später noch ausführen.

Nach einem Jahr und in den nachfolgenden Jahren fand und findet das «Jahrzeitgedächtnis» statt. Selbstverständlich war früher auch die «Leidtracht»: Man trug je nach Verwandtschaftsgrad unterschiedlich lang schwarz oder ab einem gewissen Moment nur noch einen Trauerknopf oder ein schwarzes Stoff am Oberarm. Aus dem Süden ist uns bekannt, dass Witwen oft ihren ganzen Lebtage lang nur noch schwarz trugen und oft tagtäglich den Friedhof aufsuchen. Wie es sich diesbezüglich gegenwärtig in der Schweiz verhält, illustriert die Umfrage einer Kundenzeitung im Jahre 2008.¹⁵

Unser heutiges Bild von einem Friedhof oder Gottesacker besteht aus einem oft ausserhalb des Ortes gelegenen Areal mit dauerhaften Grabzeichen aus Stein, Eisen oder auch Holz.¹⁶ Das war früher nicht zwingend der Fall: Auf dem einst in aller Regel um die Kirche angelegten Gottesacker, dem Kirchhof, blieb bei «gewöhnlich Sterblichen» das bei der Beerdigung angebrachte Kreuz – für Verheiratete schwarz, für Ledige weiss, für Kinder weiss oder blau – oft das einzige Grabmal. In eine fernere Vergangenheit gehört auch der Brauch, in der Kirche und somit «ad sanctos», bei den Heiligen, zu beerdigen; noch heute sieht man in mancher alten Kirche die Grabplatten, die auch als Bodenbedeckung dienen.

Auch die Bepflanzung hielt sich früher in

¹³ Hoffmann-Krayer/Geiger (wie Anm. 11), 34.

¹⁴ Hauser, Albert, Was für ein Leben. Zürich 1990, 327.

¹⁵ Coop-Zeitung, 28.10.2008.

¹⁶ Inauen, Theres et al., Ehre nach dem Tod? Eine Suche nach «Monumenten der Ehre» auf dem Basler Friedhof am Hörnli. In: Schweizer Volkskunde 100, 2010, 26ff.



Abb. 1: Grablicht-Automat am Friedhof in Murnau, Oberbayern. (Foto D. Wunderlin)

engen Grenzen; mancherorts bemüht man sich bis in die Gegenwart, auch möglichst schwarze Erde auf das Grab zu streuen. Wie eine Gewährsperson aus Burg im Leimental berichtete, holte man sich diesen schwarzen Grund idealerweise von einer alten Meilerplatte, das heisst von einem Platz, wo früher Holzkohlen hergestellt wurden. Seit es vielerorts üblich geworden ist, je nach Ortsbrauch, einen Grabstein zu setzen oder ein Holz- oder Eisenkreuz aufzustellen, wird dafür meist Ende Oktober angepeilt. Besonders wichtig ist dies bei den Katholiken, feiern sie doch am 1. November Allerheiligen und am 2. November Allerseelen. Dann finden an dem für den Winter vorbereiteten Grab Besuche statt und oft werden auch Grablichter angezündet. Die heute nicht nur an Automaten sondern auch im Supermarkt erhältlichen Lichter werden – wie Beobachtungen ergeben haben – heute nicht nur von Katholiken, sondern auch von Reformierten aufs Grab gestellt.¹⁷ Offenbar entspricht es heute auch einem überkonfessionel-

len Bedürfnis, dass von den Kirchen in grösseren Ortschaften und Städten auch ökumenische Lichtfeiern um Allerseelen angeboten werden.

In den Geschäften stehen in der Zeit um den 1. November die Grablichter übrigens vielerorts einträchtig neben kürbis-orangen Halloween-Artikeln. Dies lässt sich nicht nur bei uns, sondern ebenso beispielsweise in Mexico beobachten, wo dann zusätzlich noch die vielen Totenschädel und Skelette auf Abnehmerschaft warten, wird doch in diesem tief katholischen Land der «Dia de los Muertes» besonders eigenständig begangen.¹⁸

Trauerrituale heute

Mit diesen letzten Bemerkungen sind wir unmissverständlich in der Gegenwart angekommen. Und hier sei gleich schon festgestellt: Es ist nicht nur in manchen Übergangsphasen ein grosser Wandel, sondern auch eine starke Verarmung festzustellen. Dies muss in einer Gesellschaft, die nur noch zu einem kleinen Teil ländlich lebt und auch mehrheitlich kirchenfern ist, auch nicht überraschen. Da heute meist in einer Klinik gestorben wird, sind ganz be-

¹⁷ Trümpy, Hans, Weihnachtsgrün und Kerzen auf Gräbern. In: Schweizer Volkskunde, 59, 1969, 4f. und 81ff.; 60, 1970, 87ff.; 62, 1972, 103ff.; 63, 1973, 80ff.; 64, 1974, 86ff.; 65, 1975, 65ff.; 67, 1977, 95ff.

¹⁸ Persönliche Beobachtungen des Verfassers im Herbst 2017 in Mexico City.

sonders die Rituale der Trennungsphase marginal geworden und nur noch eine Angelegenheit der nächsten Angehörigen. Ist der Tod eingetreten, nehmen einem heute die gelegentlich sogar ISO-9001-zertifizierten Professionellen welche mit Werbung auf ihre umfassenden Dienste aufmerksam machen, das «Herrichten für den letzten Weg» ab. Dann erfolgt unverzüglich die Überführung in einen gekühlten Aufbahrungsraum beim Friedhof. Als «Leichenhalle» dient manchmal auch das ehemalige Beinhaus.

Zwar gestatten noch immer viele aktuelle «Verordnungen über das Bestattungs- und Friedhofswesen» (oder wie immer sie heissen mögen) eine Aufbahrung zu Hause (für eine Dauer von maximal 72 Stunden), aber davon wird nur noch selten Gebrauch gemacht.

Wenn wir die amtlichen, in unseren Zeitungen publizierten Bestattungsanzeigen als zuverlässige Quelle nutzen, dann zeigt sich heute rasch, dass die Übergangsphase, die traditionell in Zeremonien der Verabschiedung gipfelt, nicht mehr die Regel, sondern langsam aber stetig zur Ausnahme wird.

Manchmal nur in der kleingedruckten, amtlichen Bestattungsanzeige, aber genauso in den Todesanzeigen, erscheint sehr oft der Zusatz «in aller Stille begraben» oder «Bestattung im engsten Familienkreis». Dieser Entscheid, ob er nun vom Verstorbenen als letzter Wille oder von den Angehörigen getroffen wurde, verwehrt in jedem Fall Freunden, Vereinskameraden und Nachbarn die Verabschiedung, wie sie bei einer Feier mit Pfarrer oder auch ohne kirchlichen Segen möglich gewesen wäre.

Angesichts der zunehmenden Zahl an kirchenfernen Menschen, die auch bei einem Todesfall nichts mehr mit der Kirche oder einem Pfarrer zu tun wünschen oder umgekehrt als regelmässiger Kirchgänger nicht erleben wollen, wie in einer vollen

Abdankungskapelle selbst das gemeinsam gesprochene *Vater unser im Himmel* nur noch dünn zu hören ist, kann man den Entscheid für «Ex- und Hopp zum Lebensende»¹⁹ ein Stück weit verstehen. Da hilft auch nicht, dass viele Priesterinnen und viele Pfarrer sich heute grösste Mühe geben, eine Abdankung den geänderten Bedingungen anzupassen und sich nicht nur mit der Lektüre von einschlägigen Büchern aus dem Regal «praktische Theologie» weiterzubilden, sondern sich sogar Rat in der «Trauerakademie»²⁰ und bei Theaterleuten zu holen, wie dies 2008 in Zürich erstmals geschah.²¹

Ich sehe darin einen (verzweifelten?) Versuch der Kirche, den Trend für ausserkirchliche Abschiedszeremonien zu stoppen. Hier hat sich nämlich ein neuer Markt geöffnet, die Ritualberatung. Darin sind heute auffällig viele Frauen tätig, die oft ein abgeschlossenes Theologiestudium hinter sich haben oder sogar im Kirchendienst tätig sind oder waren.²² Im Gespräch entwickeln sie mit den Menschen, die sich von der Institution «Kirche» verabschiedet haben, ein feierliches Ritual, das jene Lücke auffüllt, welche durch den bewussten Verzicht auf christliche Rituale entstanden ist. Oft sind die neuen Formen zwar gar nicht so weit vom Traditionellen entfernt: Elemente wie Wasser, Erde,

¹⁹ Elisabeth Wehrmann von der «Zeit» (Hamburg) in der «SonntagsZeitung» (Zürich) vom 2. Mai 1999.

²⁰ Die europaweit erste «Trauerakademie» entstand in Bergisch Gladbach: «Innovative Trauerökologie lernen in nur drei Tagen» (wie Anm. 14).

²¹ «SonntagsZeitung», 26. Oktober 2008: «Die perfekte Beerdigung. Die reformierte Kirche zählt bei der Ausbildung auf die Hilfe von Showprofis».

²² SonntagsZeitung, 26. Mai 1996: «Raus aus der Kirche, rein ins Ritual. Beraterinnen für ausserkirchliche Zeremonien befriedigen das Ur-Bedürfnis nach Spiritualität».

Stein, Kerzenlicht und Musik werden oft übernommen, wenn auch letztere definitiv nicht aus dem kirchenmusikalischen Repertoire stammt, was man allerdings heute auch bei kirchlichen Abdankungen beobachten kann. Wird noch ein vielleicht der Freidenker-Bewegung angehörender Trauerredner beigezogen, verwendet dieser oft die gleichen Bilder, wie sie von einem Vertreter der Kirche gebraucht würden, nur das Wort GOTT wird nicht gebraucht. Für ein nicht-kirchliches Abschiednehmen, das grundsätzlich an einem frei gewählten Ort stattfinden kann, bieten vor allem städtische Friedhöfe auch eine Abdankungshalle an, die frei von religiösen Zeichen ist. Das einzige Bild ist dann vielleicht eine bei der Urne aufgestellte Fotografie oder Kinderzeichnungen, doch dies kann man ebenso bei einer christlichen Abdankungsfeier sehen. Auch hier ein Ausdruck eines generell erhöhten Bedürfnisses der Partizipation und der Mit-Gestaltungsfreude der Angehörigen, wozu nicht zuletzt auch die Zunahme von Abdankungsfeiern in Mundart gehört.

Ich bin vorhin ausgegangen von der Feststellung, dass «stille Bestattungen» und solche «im engsten Familienkreis» stark zugenommen haben und so ein Abschiednehmen durch das weitere Umfeld des Verstorbenen verunmöglichen.

Schwieriger geworden ist heute aber auch ein späterer Grabbesuch. Dies hängt nicht bloss damit zusammen, dass vor allem in urbanen Räumen Erdbestattungen immer seltener werden und noch ca. 20 Prozent ausmachen.²³ Denn die in

²³ Zahlenangabe aus Basel. Laut Wikipedia wird in der Schweiz bereits seit mind. 1998 mehrheitlich kremiert. Basler Zeitung, 5. Dezember 2005: «Sarggräber werden immer seltener. Erst in den letzten zehn Jahren haben Baselbieter Skepsis

vielen Städten Zentraleuropas vor mittlerweile über 100 Jahren aufgekommene Kremation, zu der man sich seit der Jahrtausendwende auch auf dem Lande (ohne Unterschied bei der Konfession)²⁴ mehrheitlich entschliesst, sieht ja vor, dass die mit der Asche gefüllte Urne entweder in ein Urnengrab oder in eine Urnennischenwand, ein Kolumbarium, verbracht wird. Doch mit diesen Beisetzungsarten ist zwingend verbunden, dass auf dem Grabmal oder auf der Nischenstirnwand Namen und Lebensdaten des Verstorbenen zu lesen sind. Nun gibt es aber heute auf vielen Friedhöfen auch die immer beliebter werdenden Gemeinschaftsgräber, die auch eine anonyme Beisetzung erlauben. Auf dem Basler Zentralfriedhof, dem Hörnli, wurde übrigens bereits 1941 das «Grab der Einsamen» errichtet; heute erfolgen mehr als 40 Prozent der Beisetzungen im Gemeinschaftsgrab.²⁵ Gründe für diese tendenziell noch immer zunehmende Bestattungsart sind neben dem Wunsch, niemandem zur Last zu fallen, auch die heute vermehrt weit auseinander wohnenden Familienangehörigen (Problem Grabpflege!)²⁶ und die Tatsache, dass in Patchwork-Famili-

vor der Feuerbestattung verloren».

²⁴ 1963 erlaubt die katholische Kirche die Feuerbestattung, nachdem sie diese 1892 noch unter Androhung der Exkommunikation verboten hatte. Bereits 1876 entstand auf dem Camposanto in Mailand das erste Krematorium Europas, finanziert von dem aus Zürich stammenden Textilkaufmann Albert (von) Keller. – Vgl. Thalmann, Rolf, Urne oder Sarg. Auseinandersetzung um die Einführung der Feuerbestattung im 19. Jahrhundert. Bern / Frankfurt a. M. / Las Vegas 1978, 109 f.

²⁵ Basler Zeitung, 29. März 2011: «Gemeinschaftsgrab entspricht neuen Bedürfnissen».

²⁶ Basler Zeitung, 19. Mai 2007: «Mit neuen Grabtypen entfällt der Unterhalt durch Angehörige» (betrifft neue Anlage mit Urnenplattengräbern in der Fricktaler Landgemeinde Zeiningen/AG).

en die generationenübergreifenden Bindungen oft lockerer sind.²⁷

Dem Trend folgend, wurde 2012 bei der Reformierten Kirche Basel die Möglichkeit erwogen, ihre Verstorbenen auf dem eigenen Kirchengrund zu bestatten, wie das bis ins 19. Jahrhundert üblich war und wie es wieder – als Asche – in der Christkatholischen Kirche am Basler Totentanz möglich ist.²⁸ Im thüringischen Erfurt beispielsweise hat die katholische Bis­tumsleitung sogar ein Kolumbarium mit weit über 600 Urnennischen in der mitten in der belebten Altstadt stehenden, gotischen Allerheiligenkirche eingerichtet.²⁹ Bekanntlich gibt es in der Schweiz keinen Friedhofszwang. Wenn dem Friedhofsamt ein würdiger Umgang mit der Asche garantiert werden kann, darf auf Wunsch der Angehörigen die Asche nach der Kremation auch nach Hause genommen³⁰ und die Urne in der Wohnung aufgestellt oder deren Inhalt im Garten verstreut werden. Modern geworden und offenbar einem gewissen Bedürfnis entsprechend sind auch See- und Flussbestattungen, Ballon- und Helikopter-Bestattungen³¹. Einen grossen Stellenwert besitzen seit einiger Zeit die

Bestattungen in einem dafür bestimmten Waldstück. In der Schweiz führend ist die im thurgauischen Mammern ansässige Friedwald GmbH, die in derzeit 12 Schweizer Kantonen (Deutschschweiz und Jura) über 60 Friedwälder betreibt,³² wohl etwa weitere fünfzig «Waldfriedhöfe» werden hauptsächlich von Bürgergemeinden, aber auch gelegentlich von Bestattungsunternehmen, unterhalten.³³ Durch die Medien auch hierzulande bekannt geworden ist die «Oase der Ewigkeit» im Val d'Hérence (Unterwallis), welche der deutsche Geschäftsmann Dietmar Kapelle gegründet hat und die vor allem bei Deutschen sehr beliebt ist.³⁴ Auch der «Tierfriedhof am Wisenberg» bei Läuelfingen bietet ab Fr. 4900.– eine Urnenbestattung von Mensch und Tier.³⁵

²⁷ Dies hat auch Auswirkungen auf die Einrichtung von Familiengräbern: Basler Zeitung, 17. September 2007: «Familiengräber verlieren zunehmend an Bedeutung».

²⁸ Basellandschaftliche Zeitung/bz Basel, 21. 12.2012.

²⁹ http://www.bistum-erfurt.de/front_content.php?idcat=1968 (Zugriff: 20.10.2017)

³⁰ In Basel sind es jährlich mehr als 300 Urnen, die herausgegeben werden, das heisst mehr als 15 Prozent von allen Kremationen auf dem Basler Hörnli: «Auslaufmodell Friedhof». Basellandschaftliche Zeitung/bz Basel, 21.12.2012

³¹ Facts, Nr.17, 1995: «Letzter Wille – Vom Winde verweht». – <https://www.schweizer-naturbestattung.ch/>: Die Firma bietet u. a. an: Bestattungen im Wald, bei einem Baum, im Fluss, Bergbach, See, auf einem Felsband, auf einer Alpenwiese, auf dem Gletscher, im Wind. (Zugriff: 20.10.2017)

³² <http://www.friedwald.ch/de/friedwaelder/standorte> (Zugriff: 20.10.2017). In der Nordwestschweiz von dieser Firma werden Friedwälder in Ziefen BL, Kaisten AG, Dornach SO, Nuglar-St. Pantaleon SO unterhalten.

³³ In der Nordwestschweiz finden sich weitere Waldstücke, die für Bestattungen ausgewiesen sind: Diegten BL, Läuelfingen BL, Nussdorf BL; Olsberg AG, Wittnau AG. Auch auf dem Basler Friedhof Hörnli sind im obersten Teil Beisetzungen bei einem Baum möglich – bei Wahrung der Anonymität.

³⁴ Basler Zeitung, 20. November 2006: «Zur letzten Ruhe auf die Alp». – Basler Zeitung, 24. April 2007: «Totentourismus» stösst den Wallisern sauer auf». – Heimatschutz/Sauvegarde, 4/2006, 8 – 11.

³⁵ http://www.wenn-mein-tier-stirbt.ch/1_inhalt/tierfriedhof.html: Neben dem Tierfriedhof in Läuelfingen betreibt die in Seon beheimatete Firma noch einen weiteren Tierfriedhof in Emmenbrücke, zudem einen Tierfriedwald (Zugriff: 20.10.2017). In der Basler Zeitung, 15.8.2007, werden im Artikel «Bald auch Menschen auf dem Tierfriedhof» die reformierte Läuelfinger Pfarrerin und Theologin Margrit Balscheit, Pfarrer Markus Christ, Präsident des reformierten Landeskirchenrats und der katholische Bischofsvikar Erich Häring zitiert. Alle drei se-



Abb. 2: Erinnerung an eine Verstorbene: Fingerring aus menschlichem Haar, Basel, um 1900. (Sammlung Museum der Kulturen Basel, Inv. Nr. VI 17316; Foto D. Wunderlin)

Eine solche erlaubte Zürich bereits um 2005 auf einem städtischen Friedhof; nicht erlaubt wurde dort allerdings, dass der Name des Tieres am Grabstein der verstorbenen Frau eingetragen werden durfte.³⁶

Als aparte Möglichkeit genannt seien schliesslich auch Schmuckstücke mit Asche oder als Diamant, der aus Asche generiert wird. Hier sind wir aber wieder recht nahe an den einst beliebten Fingerringen und Uhrketten aus Haaren von Verstorbenen und auch bei Haarbildern als früher beliebte Zimmerdenkmale.³⁷

hen letztlich keine ethischen Gründe gegen eine Bestattung der Asche eines Menschen auf einem Tierfriedhof.

³⁶ Auf dem kommunalen Friedhof des Lagunenstädtchens Grado (zwischen Venedig und Triest) entdeckten wir in einer Urnennische die Fotografie eines dort begrabenen Spaniels. (Beobachtung des Verfassers; 11. Juni 2011).

³⁷ Haarandenken zeigt unter anderem die Sammlung Friedhof Hörnli, eines der wenigen Sepulkralmuseen Europas, das eine wertvolle Dokumentationsstelle zu unserem Bestattungswesen darstellt. www.sammlunghoernli.ch

Todesanzeigen

Das heute offensichtliche hohe Bedürfnis nach Persönlichem und Individuellem bei den aktuellen Trauersitten zeigt sich auch bei den Todesanzeigen, was schon damit beginnt, dass der schwarze Rand oft durch eine dünne Linie ersetzt ist oder ganz fehlt. Nicht zuletzt dank dem verbreiteten Besitz von Computern mit entsprechender Software, scheinen nun bei der Gestaltung der Trauerdrucksachen fast keine Grenzen mehr vorhanden zu sein. Allerdings gilt diese Feststellung fast ausschliesslich für die Todesanzeigen der deutschen Schweiz. Denn jene der anderen Regionen unseres Landes und auch des umliegenden Auslandes folgen doch noch stärker der etwa hundertjährigen Tradition der Todesanzeige in der Tagespresse. Auffallend bei den Todesanzeigen der Westschweiz – ausser im Kanton Jura – ist, dass die Angehörigen vor dem Namen des Verstorbenen aufgeführt werden.

In Italien und im Tessin bekunden nahe und ferne Angehörige, aber auch Freunde, Behörden, Firmen und Vereine mit kleinen Kondolenzanzeigen ihre Anteilnahme. Beliebt ist dort auch die Herzdarstellung, die eigentlich einst nur von Atheisten verwendet wurde.

Noch immer selbstverständlich ist bei guten katholischen Familien das Kreuz in den Todesanzeigen. Ebenda findet sich zudem, wenn auch in rückläufiger Zahl, die Formulierung «Es hat Gott gefallen» oder der Hinweis auf den Empfang der heiligen Sterbesakramente. Noch eher zu lesen ist hingegen die Einladung zur Feier des «Zweiten Gedächtnisses», des Dreissigsten oder – so im Fürstentum Liechtenstein – zum Rosenkranz am Vorabend der Beerdigung.

Bei etwa 30 Prozent der Todesanzeigen findet sich meist oben rechts ein Spruch. Längst ist es nicht mehr bloss ein Wort aus der Bibel, etwa eine Passage aus einem

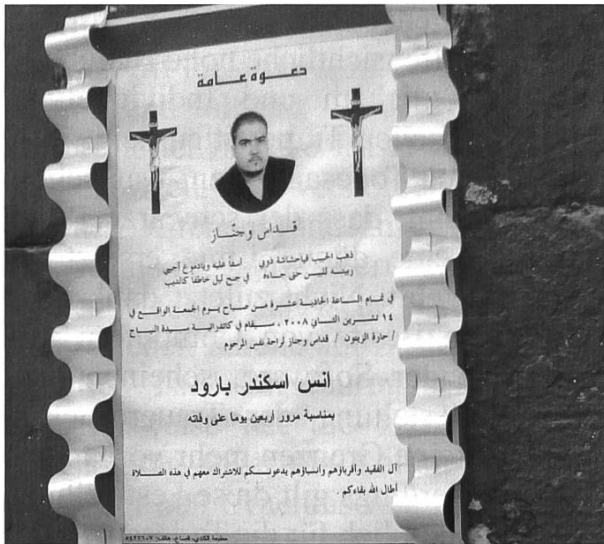


Abb. 3: Kleinplakat mit Papierornament. Syrien, Damaskus, Quartier Bab Tuma, 2008. (Foto D. Wunderlin).

Psalm. Viel öfters sind es heute sinnreiche Sätze von Denkern und Autoren von Goethe über Gandhi bis Groenemeier. Favoriten scheinen aber Rainer Maria Rilke und Hermann Hesse, Albert Schweitzer und Dieter Bonhoeffer zu sein.³⁸ Daneben finden sich aber in Deutschschweizer Todesanzeigen auch immer noch Verse, die wohl aus der einschlägigen Spruchsammlung des Beerdigungsinstitutes stammen und als deren Autor wohl der grosse Anonymus zeichnet.

Wer eine Tageszeitung der 1960er- oder auch der 1970er-Jahre durchblättert, wird noch kaum das fotografische Porträt des oder der Verstorbenen in der Todesanzeige oder Danksagung finden. Aber in jener Zeit liegen die Anfänge eines Brauchs, der heute längst nicht mehr nur in den

³⁸ Nota bene alles Männer! Die geschilderten Sachverhalte beruhen auf einer quantitativen Auswertung von zwei Tageszeitungen der Region Basel im Zeitraum März bis Juni 2011. – Viele in den Traueranzeigen erscheinenden Verse stammen tatsächlich nicht von den Personen, die als Quelle genannt werden! Vgl. dazu Walter Hollstein in: *SonntagsZeitung*, 30.8.2017: «Der Club der falschen Dichter».

Zeitungen mehrheitlich katholischer Regionen oder in Anzeigen für verstorbene Katholiken augenfällig wird. Wir meinen uns nicht zu täuschen, dass die ersten Fotos in Tageszeitungen in traditionell reformierten Gegenden und Städten in Todesanzeigen für Italiener oder für katholische Innerschweizer erschienen sind. Das also um etwa um 1970 aufkommende Bedürfnis für ein Foto in Todesanzeigen oder in Danksagungen steht meines Erachtens im direkten Zusammenhang mit dem Niedergang der Sterbebildchen. Zu diesem Brauchrequisit später noch einige Sätze.

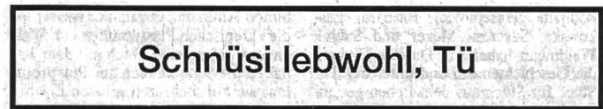


Abb. 4: Kommunikation mit dem Jenseits. Aus dem Tages. Anzeiger, Zürich, 2011.

In vielen Ländern Süd- und Osteuropas, aber z. B. auch in der christlichen Diaspora Syriens, verbreitet sind auch die Todesanzeigen in der Form eines Kleinplakates. Diese sind billiger als die sehr teure Zeitungsannonce, schnell gemacht und kommen somit auch dem Umstand entgegen, dass im Süden meist schon nach 48 Stunden beerdigt ist. In Italien habe ich auch beobachtet, dass in den letzten zwei Jahrzehnten nun auch das fotografische Porträt des Verstorbenen auf das Plakat kommt und seit wenigen Jahren auch zunehmend als Farbbild erscheint.

Todesanzeigen lassen oft auch soziale Unterschiede erkennen. So rücken adelige Familien und auch grosse Firmen im Format oft recht auffällige Anzeigen ein, wo manchmal der Firmenname oder das Logo mehr ins Auge fällt als der Name des Verstorbenen.

Während sonst der Dialekt (als so genannte Sprache des Herzens) noch eher die Ausnahme ist, scheint er bei Vereinen gerne gebracht zu werden.

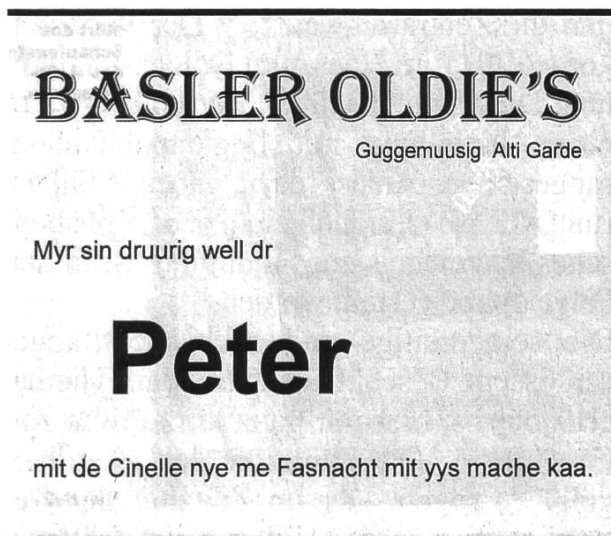


Abb. 5: Dialekt ist bei Todesanzeigen von Fasnachtscliquen sehr beliebt. Aus der Basler Zeitung, Basel, 2011.

Für Aussenstehende geradezu unlesbar kann eine Freimaurer-Todesanzeige sein. Dass eine solche Anzeige sogar in einer Zeitung, die von einem Bischof herausgegeben wird, erscheinen kann, ist sicher auch ein Zeichen unserer Zeit.

Ebenfalls ein Zeichen unserer Zeit ist der Einsatz der elektronischen Medien im Totenkult. Obschon es in Ratgebern auch schon als unschicklich bezeichnet wurde, per Mail zu kondolieren, wird dieser Weg natürlich zunehmend genutzt. Schon lange bevor als erstes Schweizer Bestattungsunternehmen eine Firma im Fricktal im Jahre 2003 nicht bloss Todesanzeigen ins Netz stellte, sondern auch die Möglichkeit zur Kondolenz gab,³⁹ wurden in den USA virtuelle Friedhöfe eingerichtet. Die ersten dürften mindestens um 1996 entstanden sein, und wohl Anfang November 1998 hörte man in der Schweiz von der ersten Internet-Gedenksite, die von der Verstorbenen Marcy Burt Butz gleich selber

³⁹ Basler Zeitung, 11. November 2003: «Tröstende Worte im Online-Kondolenzbuch».

eingerrichtet worden war.⁴⁰ Ebenfalls auf elektronischem Weg – nämlich über Privatradio und Lokalfernsehen – verbreitet werden zum Beispiel im Oberwallis täglich die Nachrichten vom Ableben von Mitbürgern, wobei auch die Angabe über das Beerdigungsdatum nie fehlt. Wie bereits erwähnt, gehört nach Arnold van Genep das sich an eine Abdankung oder Bestattung anschliessende Leichenmahl bereits zur Wiedereingliederungsphase. In dieselbe dritte Phase gehören zudem die Verteilung der Sterbebilder, der Entscheid



Abb. 6: Todesanzeigen für einen Freimaurer. Aus: Giornale del Popolo, Lugano 2010.

über die Grabmahlgestaltung sowie andere Handlungen, welche die Erinnerung an den/die Verstorbene(n) bewahren helfen – also die Elemente der Memorialkultur.

Sterbebilder

In verschiedenen Privatsammlungen, aber ebenso in Museen und Staatsarchi-

⁴⁰ SonntagsZeitung, 8. November 1998: «Asche zu Asche, Pixel zu Pixel». www.goodbye-world.com

ven katholischer Regionen finden sich teilweise umfangreiche Bestände eines Ephemericum, das man regional als Totenbild, Totenzettel, Sterbezettel, Leidhelgeli, Leidbild(chen), Sterbebild(chen), Trauerbild, Trauerzettel, Leichenzettel und Grabzettel bezeichnet.

Das Sterbebildchen ist ein katholisches Brauchrequisit und heute nur noch in manchen katholischen Stammlanden als Element der Memorialkultur verbreitet. Die Zeiten sind aber vorbei, als das einst massenweise vorgedruckte Bildchen aus Offizinen in Paris und Bayern aber auch bei Benziger in Einsiedeln in die kleineren und grösseren Druckereien geliefert wurde, um dann im Auftrag der Trauerfamilie mit den individuell gewünschten Angaben ausgestattet zu werden. In den letzten Jahren begannen Laien und Wissenschaftler der Kleindrucksache vermehrt Beachtung zu schenken und ihren Quellenwert aus verschiedenen Gründen zu würdigen.

Selbstverständlich sind in neuerer Zeit auch grössere Bestände in Online-Datenbanken gestellt worden, was auch die Genealogen freut, die selber aktiv den Zugang fördern. So arbeitet die Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde e.V. an einem grösseren Projekt, das aktuell 259.729 Totenzettel aus verschiedenen Sammlungen enthält – mit Sterbe-Daten bis ins Jahr 1600 zurück.⁴¹ An Sammlungen wird ebenso z. B. in Bayern, im Tirol und im Fürstentum Liechtenstein,⁴² aber auch in der Schweiz gearbeitet. Zu nennen sind hier namentlich Graubünden⁴³

⁴¹ <https://www.wgff-tz.de/index.php> (Zugriff: 20.10.2017)

⁴² Auf Privatinitiative von Bruno Allgäuer, Nendeln, derzeit 10'820 Bilder: www.sterbebilder.li (Zugriff: 23.10.2017)

⁴³ <https://www.gr.ch/DE/institutionen/verwaltung/ekud/afk/sag/aktuelles/Seiten/Totenbilder.aspx> (Zugriff: 20.10.2017)

und die Zentralschweiz.⁴⁴ ⁴⁵ Der Verfasser konnte 2011 im Haus zum Dolder – Sammlung Dr. Edmund Müller, Beromünster LU, eine Ausstellung mit Begleitpublikation mitgestalten. Anlass dazu gaben Müllers rund 1200 «Leidhelgeli»; ein alphabetisches Verzeichnis zur Sammlung ist in der Folge online gestellt worden.⁴⁶

Die seinerzeitige und auch nicht abgeschlossene Beschäftigung mit dem Thema erlaubt uns, hier nur ganz kurz etwas zur Geschichte und Funktion der «Leidhelgeli» zu sagen. Der im Zeitalter der Gegenreformation in Holland entstandene Brauch, mittels eines Andachtszettels zur Erinnerung und zum Gebet für die Seele des Verstorbenen zu bitten, erreichte um die Mitte des 19. Jahrhundert auch die katholischen Regionen Süddeutschlands, Österreichs und der Schweiz. Sterbezettel waren übrigens ursprünglich nur in vermögenden Kreisen verbreitet und hielten sich dort aber auch noch, als sie allgemein wurden. Das zeigen beispielsweise erhaltene Zettel von Sissi, von König Astrid von Belgien und von John Kennedy ...

Waren die frühen sehr einfach und oft auch mit handschriftlichen Zusätzen versehen, so kommt zur Kurzbiografie auch ein fotografisches Porträt hinzu. Dieses nimmt im Laufe der Zeit immer mehr Raum ein

⁴⁴ <http://portraitarchiv.genealogie-zentral.ch/page.php> (Aktuell knapp 200'000 Totenzettel; Zugriff: 20.10.2017)

⁴⁵ Hinzuweisen ist auch auf die folgende wertvolle Publikation: Christen, Matthias, Die letzten Bilder, Tod, Erinnerung und Fotografie in der Zentralschweiz. Baden 2010.

⁴⁶ Titel von Ausstellung und Publikation: Zum frommen Andenken, Leidhelgeli/Sterbebildchen in der Sammlung Dr. Edmund Müller. Erschienen in der Reihe: Kostbarkeiten aus dem Dolderhaus in Beromünster, Heft 12, 2011. – Das alphabetische Verzeichnis ist abrufbar über: http://www.hauszumdolder.ch/docs/Leidhelgeli_alphabetisch.pdf



Abb. 7/8: Vorderseite und Rückseite eines Sterbebildchens aus Bayern, Lindau, 1890 (PB D. Wunderlin).

und füllt im 20. Jahrhundert randabfallend die ganze Seite. Ab Mitte des 20. Jahrhunderts verschwindet dann zunehmend die religiöse Komponente, zumal nach dem 2. Vatikanischen Konzil nun auch das private Mess- und Liederbuch als einer der traditionellsten Aufbewahrungsorte für die Sterbebildchen ausser Gebrauch kommt. Seither werden hierzulande Sterbebildchen in zunehmender Masse als etwas Antiquiertes und nur noch in konservativen Kreisen Gebräuchliches angesehen, das zudem vor allem noch in den katholischen Stammländern bekannt ist. Heute ausgegebene Sterbebildchen erfahren ein ganz unterschiedliches Schicksal: Man stellt sie auf dem Büffet auf, steckt sie hinter einen Bilderrahmen, klebt sie in ein Album, versorgt sie in eine Schachtel oder gibt sie zum Altpapier.

Anders in Oberbayern, in Teilen Österreichs und im Südtirol, wo Danksagun-

gen in Form von meist vierseitigen Sterbebildchen noch sehr verbreitet, ja üblich sind. Die Kleindrucksache wird zum Teil vor dem Dreissigsten und somit als Einladung zum Zweiten Gedächtnis verschickt, heute oft mit Perforation zum Abtrennen. Nicht unüblich ist noch immer, dass es beim Dreissigsten verteilt wird, wobei danach meistens einige beim Schriftenstand noch zur Mitnahme aufliegen.

In Analogie zu den Tafeln der Kriegsgefallenen, wo die Gefallenenbildchen⁴⁷ fest montiert sind, findet sich in manchen Kirchen Oberbayerns, Westösterreichs und des Südtirols auch ein Ort, wo die

⁴⁷ Bader, Hansjörg, «Und rot färbte sich mein Edelweiss», Tiroler Sterbebilder von Gefallenen des Ersten Weltkrieges. In: Vanja, Konrad; Milano, Alberto; Lorenz, Detlef; Wunderlin, Dominik, Arbeitskreis Bild Druck Papier, Tagungsband Basel 2013. Münster i. W. 2014, 159ff.

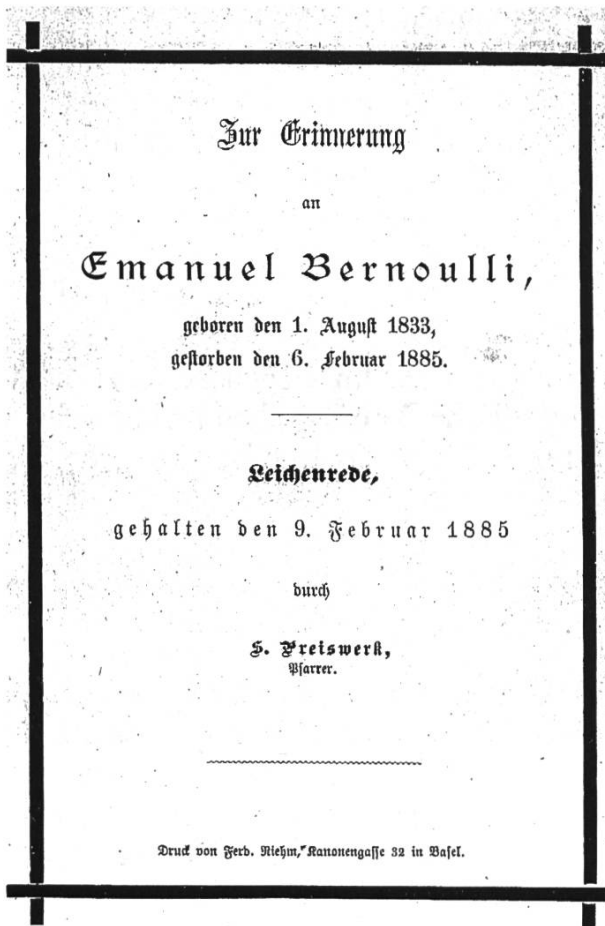


Abb. 9: Titelblatt der Broschüre mit der Leichenrede auf Emanuel Bernoulli, gehalten am 9. Februar 1885 (Privatbesitz).

Bildchen der verstorbenen Gemeindeglieder für etwa ein Jahr sichtbar bleiben. Da es im genannten geografischen Raum auch – wie auch in vielen anderen katholischen Gegenden – Fotos an den definitiven Grabzeichen hat, werden Sterbebildchen auch eingeschweisst und ans frische Grabkreuz montiert. Ebenfalls nachvollziehbar ist auch, dass sich Sterbebildchen an Wallfahrtsorten finden.

Leichenreden im Druck, Totenbuch, Jahrzeitgedächtnis

Vor allem im 19. Jahrhundert üblich war in der Basler Oberschicht die gedruckte Leichenrede. Diese noch heute existierende Drucksache, welche bis in die frühe Neuzeit zurückreicht, zeigt seit

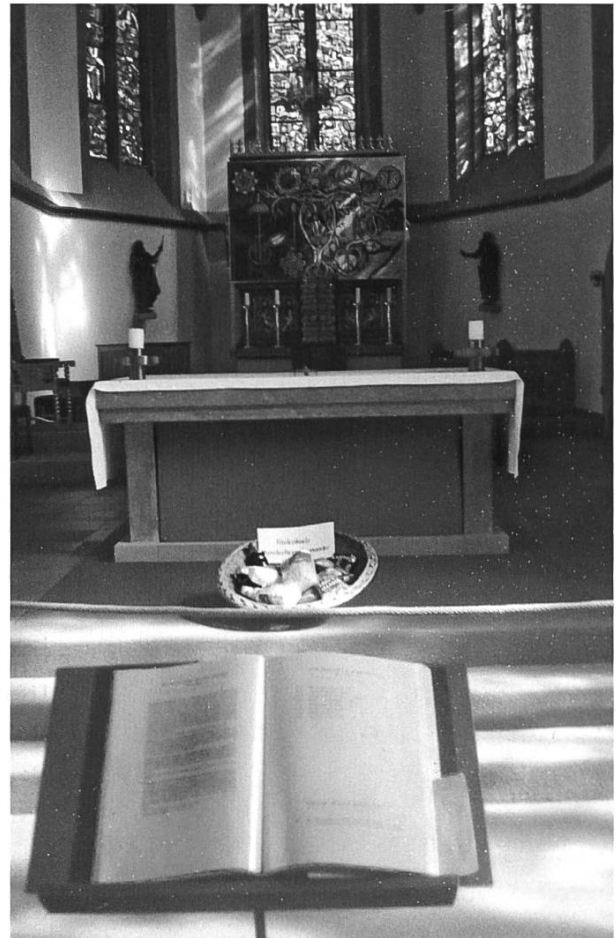


Abb. 10: Das Totenbuch in der Bischofskirche von Vaduz, Fürstentum Liechtenstein, 2011 (Foto D. Wunderlin).

etwa 1900 oft auch das fotografische Porträt des Verstorbenen. Diese Broschüren werden allen geschickt, die ihre Anteilnahme bekundet haben – ist also durchaus vergleichbar mit dem katholischen Sterbebildchen und den Nekrologen in den Zeitungen oder den Totentafeln in Periodika wie z. B. in Volkskalendern. Auch in Kirchen, so in Vaduz oder auch im Tirol, wird auf längere Dauer der verstorbenen Gemeindeglieder erinnert. So in der Bischofskirche Vaduz durch ein Totenbuch, das Tag für Tag zeigt, wer heute Todestag hat. Und ebenso z. B. in Osttiroler Pfarreien, wo die Parten, also die Todesanzeigen, in einem Ordner mit Sichthüllen stecken, und dadurch dem Kirchgänger zugänglich bleiben.

Als eine weitere Form, die nur bei den Katholiken bekannt, aber auch nicht mehr allgemein üblich ist, muss das Jahrgedächtnis genannt werden. An den Jahrestag eines Verstorbenen wird an entsprechenden Orten heute manchmal über eine sehr lange Zeit erinnert; das Todesjahr geht derzeit gelegentlich bis in die 1960er-Jahre zurück, wie diese Beispiele aus dem Tessin und aus Zürich belegen. Zu einer gerafften Darstellung der Sepulkral- und Memorialkultur im Wandel gehören natürlich auch die Friedhöfe. Früher lagen sie um die Kirche, heute sind sie meist an der Peripherie einer Siedlung und nicht selten als Park angelegt. Es fällt auf, dass in den Medien immer wieder auf die starke Reglementierung verwiesen wird, die für Ordnung auf den Friedhöfen sorgen sollte.⁴⁸ Geregelt sind nicht etwa nur die Öffnungszeiten oder die Zugangssperre für Hunde, sondern auch z. B. die Bepflanzung oder die Grösse und Materialität der Grabzeichen. Vielerorts wird die Einheitlichkeit derart weit getrieben, dass nur Grabkreuze aus einem ganz bestimmten Material erlaubt sind oder dezidiert nur das christliche Kreuz als Symbol erscheinen darf. Allein schon wegen der Kirchenferne vom immer mehr Menschen kann der Schluss gezogen werden, dass sich solche Regelungen nicht in alle Zukunft retten lassen. Schon haben verschiedene lokale Debatten dazu geführt, dass nicht mehr auf jedes frische Grab ein Holzkreuz mit Namensschild gestellt werden darf. Und nicht nur auf dem Basler Zentral-

⁴⁸ Beispiele: Tages-Anzeiger, 12. Januar 1985; «Friedhofskultur anno 1985: Ordnung muss sein». – Tages-Anzeiger, 3. Juli 1996: «Gegen uniforme Friedhöfe». – Basler Zeitung, 8. September 2003: «Gemeinde Binningen will perfekte Gräber». – Beobachter, Nr. 23, 2006: «Nichts ist so genormt wie der Tod».

friedhof musste sich das Friedhofamt 2003 dem lange abgewehrten Wunsch beugen, auch ein fotografisches Porträt auf dem Grabstein zuzulassen.⁴⁹ Der Brauch des Fotos auf dem Grabstein geht übrigens ins letzte Viertel des 19. Jahrhunderts zurück und löste damals recht schnell die auf oberflächlichen Grabmälern gemalten, reliefierten oder als Skulpturen ausgeführten Porträts ab. Im Gegensatz dazu sind fotografische Porträts schon recht profan – erst recht, wenn sie den Verstorbenen oder die Verstorbene in einem Knipserbildchen zeigen ...

Obwohl wir nun nicht immer explizit darauf hingewiesen haben, zeigt sich der Wandel bei Sepulkral- und Memorialkultur in allen Phasen des Übergangs, wenn auch nicht allerorten zur gleichen Zeit. Ob bei der Art und Form der Todesanzeige, ob beim eigentlichen Abschiedszeremoniell oder bei der Erinnerungskultur, manches, was früher Brauch war, ist verschwunden oder nur noch in Relikten existent. Anderes hat sich gewandelt oder Neuem Platz gemacht. Ein Beispiel dafür ist das *Haus für die Lebenden und die Toten* im Lugnezer Dorf Vrin, das der einheimische Architekt Gion A. Caminada direkt an der Nahtstelle zwischen Dorf und Gottesacker baute und alles andere ist als eine nüchterne Aufbahrungshalle, bietet der Ort doch neben dem Gebet auch Raum für einen Hock beim Kaffee.⁵⁰ Dabei wird natürlich auch ganz ungezwungen über die Vergänglichkeit und über Verstorbene gesprochen. Dazu regt auch Bernard Crettaz an. Mit seinem erstmals 2004 in Neuenburg geleiteten «Café mortel» ladet der frühere Privatdozent und Konservator am Genfer Völ-

⁴⁹ Basler Zeitung, 14. Oktober 2003: «Fotos auf den Grabsteinen sind jetzt erlaubt».

⁵⁰ Basler Zeitung, 29. Oktober 2003: «Ein Haus für Lebende und Tote in Vrin».

kerkundemuseum einander unbekannte Menschen mit Erfolg ein, über den Tod zu sprechen. Er hat seither im In- und Ausland weit über hundert Gespräche bei Kaffee und Kuchen moderiert und inspirierte namentlich im angelsächsischen Raum andere, dieses Format zu adaptieren.⁵¹ Dazu, sich auf eine andere Art mit dem Tod zu beschäftigen, dienen auch die künstlerischen Aktionen auf dem Basler Totentanz: 2013 war es eine Installation des englischen Künstlers und Filmautors Peter Greenaway⁵² und 2016 parallel zur Basler Herbstmesse ein Markt des Todes des Schweizer Künstlerpaars Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger.⁵³ Wir haben gesehen, dass früher wie heute alle Stationen des Trauerns – nach Möglichkeit – in der sozialen Gemeinschaft begangen werden. Da wir aber manche gute Trauersitte nicht mehr kennen, haben viele grosse Schwierigkeiten, die Trauer offen und mit starken Gefühlen zu zeigen oder auf Trauernde mit den passenden Worten und Gesten zugehen. Daraus erklärt sich nicht zuletzt, warum es seit den 1980er-Jahren immer mehr in einer Todesanzeige heisst «in aller Stille beigesetzt» oder

⁵¹ Basellandschaftliche Zeitung/bzBasel, 3. Dezember 2013: «Der Tod wird im Café enttabuisiert».

⁵² Greenaway, Peter, *The Dance of Death/ Der Tanz mit dem Tod: Ein Basler Totentanz*. Basel 2013. – Bangert, Michael, *Vom Totentanz zu Basel zum The Dance of Death. Eine dynamische Bildsequenz und ihre Adaption durch Peter Greenaway*. In: Vanja, Konrad; Milano, Alberto; Lorenz, Detlef; Wunderlin, Dominik, *Arbeitskreis Bild Druck Papier, Tagungsband Basel 2013*. Münster i. W. 2014, 175ff.

⁵³ Steiner, Gerda; Lenzlinger, Jörg, *Totentanz*. Basel 2017.

«wir bitten von Beileidskundgebungen und Kondolenzbesuchen abzusehen». Aber «In aller Stille» sei zu leise, titelte die Pfarrerin Margrit Balscheit einen Beitrag im reformierten «Kirchenboten»⁵⁴, in dem sie darauf hinwies, wie wichtig das Abschiednehmen ist: «... gesamtgesellschaftlich ist die stille Bestattung kein guter Trend. Er macht uns im Umgang mit dem schwierigen Thema Tod nicht stärker, sondern schwächer.»

Es bleibt darum zu wünschen, dass uns Trauer und Traurigkeit nicht völlig fremd werden. «Sie sind ein Teil unseres Lebens; sie gehören zum Leben wie Freude und Glück.»⁵⁵ Und vergessen wir auch nicht, dass sich eigentlich niemand ganz und völlig dem überlieferten Erbe eines Kulturraumes entziehen kann, das aber nur dann lebensfähig bleibt, wenn es auch die Kraft hat, sich zu wandeln.

Nachbemerkung: Dieser Beitrag entstand ursprünglich im Jahre 2011 als Vortrag, der in unterschiedlichen Fassungen vor der GRK BL in Liestal und an der Münsterertagung in Beromünster gehalten wurde. Er wurde damals – zusammen mit zwei weiteren Referaten – in einer Kleinauflage auch gedruckt und an die Tagungsteilnehmer abgegeben. Die nunmehrige Publikation ist teilweise überarbeitet und ergänzt/aktualisiert worden.

⁵⁴ Kirchenbote, November 2003.

⁵⁵ Peter Neysters, Karl Heinz Schmitt, *Denn sie werden getröstet werden. Das Hausbuch zu Leid und Trauer, Sterben und Tod*. München 2004, 283.